Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 65 (1985)

Heft: 6

Artikel: Bon alors ... ciao zäme! : interkulturelle Kommunikation, Fremdsprachenunterricht und schweizerische Mehrsprachigkeit

Autor: Lüdi, Georges

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164250

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Georges Lüdi

Bon alors . . . ciao zäme!

Interkulturelle Kommunikation, Fremdsprachenunterricht und schweizerische Mehrsprachigkeit[1]

Ein verbreitetes Phänomen ohne Prestige und klaren Status

Die im Titel zitierte Abschiedsformel wurde von einem zweisprachigen Französischlehrer im Lehrerzimmer eines Deutschschweizer Gymnasiums geäussert. Sie illustriert eine Form des «gemischten» Sprachgebrauchs, wie sie in allen Sprachkontaktgebieten sehr häufig beobachtet werden kann, von der man aber in der Schweiz – wenn überhaupt – mit abschätzigen Bezeichnungen wie *Durenand, mélange, minestrone* u. ä. spricht. Bei zweisprachig aufwachsenden Kindern wird denn auch strikt darauf geachtet, dass sie aufs Mal nur eine Sprache verwenden und nicht mischen. Der Grund dafür sind normative, vornehmlich von der Schule vermittelte Sprachvorstellungen, welche auch verhindert haben, dass sich in der Schweiz aus dem täglichen Verkehr zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften eine pidginartige Mischvariante als Verkehrssprache etabliert hat, wie dies in Sprachgrenzgebieten häufig der Fall ist. Und dennoch beweist unser Beispiel, dass auch ein gebildeter Sprachlehrer gelegentlich «so» spricht. Um dies zu erklären, müssen wir zunächst unvoreingenommen den Gründen und Funktionen dieser Art von Äusserungen in unserer durch kulturelle Vielfalt gekennzeichneten Gesellschaft nachgehen. Ausgehend davon werden wir genereller nach Spuren des Sprach- und Kulturkontaktes auf der Ebene der Sprache und nach der Rolle der Mehrsprachigen bei diesen Kontakten fragen. Dies wird uns zu Beobachtungen an den Formen des Redens in der Sprache der andern führen, welche ihrerseits zu Überlegungen zu den Zielsetzungen des (Fremd-)Sprachunterrichtes in einer plurikulturellen Gesellschaft überleiten und in einige generelle Gedanken zur interkulturellen Kommunikation ausmünden werden.

Mehrsprachige Rede: ein historisches Beispiel

Gemischtsprachige Rede ist keineswegs ein modernes Phänomen. Dies sei zunächst an einem Auszug aus den Freiburger Ratsmanualen aus der Zeit

der Burgunderkriege illustriert. An einem Oktobersonntag des Jahres 1475 protokolliert der Schreiber des Rates der Stadt Fribourg:

> Scribe a mons^{r} Rod. quil nos escripse lapointement de Yverdon et de Lausanne et de Lavaul et tot quant (?) de vivre, soit bla ou vin quil puisse conduire par decza quil le fassent. Item quil mandoit a Hansi Techterman que luy et lez compaignons quil a mena quil se meget desoubs la bandeire et que Hansi pregnie la bandeire ensi quil a este ordonne. Et befrömdet uns, daz si uns nichtz land wissen. Item que les gewerknecht sen retournant.
>
> *(Freiburger Ratsmanual V, 146^{V}. Eintrag 22. Oktober 1475)*

Der Autor bedient sich gleichzeitig dreier Sprachen. Nach einer lateinischen Einleitungsformel *scribe* beginnt der Text auf Französisch. Im dritten Absatz wird unvermittelt ins Deutsche umgeschaltet: *befrömdet uns, daz si uns nichtz land wissen.* Im letzten Satz schliesslich beobachten wir in einem französischen Satz eine lateinische Einleitungsformel *item* und ein deutsches Substantiv *gewerknecht.*

Ähnliche Erscheinungen erwähnt Ernst Flückiger in seinen Untersuchungen zur Sprachgrenze im Murtenbiet: «Die Murtner Burgermeisterrechnungen sind bis 1480 durchaus französisch, von 1480 bis 1509 sprachlich gemischt, von 1518 bis 1524 wieder französisch und seither nur mehr deutsch geschrieben. Um dieselbe Zeit herum werden auch die Ratsmanuale deutsch. Allerdings sind sie da und dort mit einem wirklichen Kauderwelsch durchsetzt.» [2]

Freilich weist das Forschungsinteresse von Flückiger in eine ganz andere Richtung als die, welche wir einleitend skizziert haben. Ihm geht es darum, zu zeigen, «wie im alten Murtenbiet das Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch stand und wie sich die Sprachgrenze im Verlauf der Jahrhunderte auf natürliche und auch auf gewollte Art verschob» (S. 21). Er kann nachweisen, dass Murten ursprünglich französischsprachig war, um allmählich unter massivem bernischem Druck ins deutschsprachige Lager zu wechseln. Gemischtsprachige Ratsprotokolle sind für ihn ein Indiz unter anderen für ein labiles Gleichgewicht in einer Übergangsperiode. Auch der abschätzige Begriff *Kauderwelsch* zeigt, dass ihn die mehrsprachige Rede als solche nicht interessiert, sondern dass sie für ihn eine Art Unglücksfall auf dem Wege zum Sprachwechsel darstellt. Man könnte diese Forschungsperspektive wie folgt charakterisieren:

- Sie interpretiert das beobachtete Phänomen, d. h. die Sprachmischung, von unserer Gegenwart her in Kenntnis des Resultates einer sich über Jahrhunderte erstreckenden Verschiebung der Sprachgrenze;
- gearbeitet wird auf der Abstraktionsebene der Sprachgemeinschaft, im Falle Flückigers jener der Stadt Murten, während der einzelne Sprecher und seine Zweisprachigkeit vernachlässigt werden;

- dabei wird drittens der Interpretation eine moderne, auf die Herausbildung der europäischen Nationalsprachen seit dem 16. Jahrhundert zurückzuführende Vorstellung unterlegt, wonach es natürlich ist, einsprachig zu sein und besonders auch einsprachig zu reden und zu schreiben.

Dieser Betrachtungsweise, deren Legitimität keineswegs in Frage gestellt werden soll, hat nun die neuere Sprachkontaktforschung eine weitere hinzugefügt. Neu geht es auch und besonders darum zu erklären, wie ein ganz bestimmter Sprecher in einer konkreten Kommunikationssituation dazu kommt, zur Erfüllung spezifischer Kommunikationsbedürfnisse gerade diese gemischt-sprachige Äusserung anstelle einer einsprachigen zu formulieren. Bei dieser Betrachtungsweise

- wird das Phänomen also nicht von unserer Gegenwart her, sondern funktionell aus der Sicht der betroffenen historischen Kommunikationsgemeinschaft interpretiert;
- steht die einzelne kommunikative Handlung in einer konkreten situativen Konstellation im Zentrum;
- gewinnt der Sprecher/Schreiber der zitierten Äusserungen eine viel grössere Bedeutung.

Es geht also m. a. W. darum zu *erklären,* weshalb sich der Ratsschreiber genauso und nicht anders ausgedrückt hat. Dazu müssen wir zunächst die folgenden drei Hypothesen prüfen:

- Nach der ersten Hypothese ist der Sprecher – mit einem Ausdruck von Max Frisch – *mehrfach halbsprachig,* d. h. er beherrscht keine der drei in Kontakt stehenden Sprachen richtig; er mischt die Sprachen, weil er sie nicht auseinanderhalten kann; er spricht so, weil er nicht anders sprechen kann.
- Die zweite Hypothese besagt, der Sprecher bediene sich einer *überindividuellen* Mischvariante, die in Murten als *pidginartige Verkehrssprache* für besondere kommunikative Zwecke verwendet wird.
- Nach der dritten Hypothese schliesslich beherrscht der Sprecher alle drei Sprachen und ist die Alternanz eine Erscheinung der Rede, ein *stilistisches Phänomen* also, deren besondere Gründe und Effekte die Sprachpragmatik erklären muss.

Es ist mir aus Zeitgründen nicht möglich, in allen Details zu begründen, weshalb m. E. für unseren Fall einzig die dritte Hypothese in Frage kommt. Hier seien nur kurz die beiden Hauptargumente genannt:

- Gegen die mehrfache Halbsprachigkeit spricht, dass der Schreiber in andern Textfragmenten jede seiner drei Sprachen ziemlich «rein» zu schreiben in der Lage ist.
- Gegen die überindividuelle Mischvariante sprechen eine Reihe formaler Argumente, darunter die mangelnde Kohärenz der Sprachmischung.

Es handelt sich also um *mehrsprachiges Schreiben* eines mehrsprachigen Sprechers. Nun streben die Mehrsprachigen in einer Mehrzahl von Situationen durchaus eine Form des Sprechens/Schreibens an, die sich von jener Einsprachiger nicht unterscheidet. Mehrsprachig sprechen sie nur dann, wenn besondere Verhältnisse vorliegen, wenn mehrsprachige Rede der Situation angemessen ist, und auch dann geschieht es nicht grundlos, sondern im Rahmen bestimmter Kommunikationsstrategien. Für die Freiburger Ratsmanuale können wir nur raten, welches die Funktionen der Sprachenwahl und des Umschaltens gewesen sein mögen. Handelt es sich um Redewiedergabe und folgt der Text der Sprache der Ratsmitglieder? Ist es die Sprache der Briefempfänger, welche für die Redeform verantwortlich ist? Fiel es dem Ratsschreiber in einzelnen Fällen einfach leichter, einen deutschen Ausdruck anstelle eines französischen oder lateinischen zu verwenden oder umgekehrt, und ist das Umschalten dann eine Folge des Auslösewortes? Identifiziert oder distanziert sich der Schreiber mit der Wahl der einen oder andern Sprache vom Inhalt des Textes? Um an dieser Stelle unter diesen und anderen möglichen Funktionen des Umschaltens, des *code switching,* auszuwählen, reichen weder das Material noch unsere Situationskenntnisse aus. Erlaubt sind zwei Hypothesen:

- der Schreiber wählt seine Sprachen nicht grundlos, und die Gründe für Sprachenwahl und Umschalten sind mit grösster Wahrscheinlichkeit nicht auf der Ebene der Sprachbeherrschung allein zu suchen;
- der Ratsschreiber von Fribourg übt dank seiner Mehrsprachigkeit eine Brückenfunktion am Berührungspunkt zwischen deutschschweizerischen, welschschweizerischen und gesamteuropäischen Kommunikationsnetzen und Kulturen aus, und die mehrsprachige Rede steht gleichsam als Symbol für diese Funktion.

Die Brückenfunktion von Mehrsprachigen

Eine ähnliche Brückenfunktion zeigt nun das Titelzitat an. Zum Zeitpunkt unserer Beobachtungen hielt sich im besagten Lehrerzimmer eine gemischtsprachige Gruppe von Personen auf, bestehend aus

- einem Französischlehrer französischer Muttersprache, mit guten Deutschkenntnissen;
- einer kleinen Gruppe von Französischlehrern mit sehr guten Französischkenntnissen, aber (Schweizer-)Deutsch als Primärsprache;
- Deutschschweizer Lehrern in andern Fächern, mit unbekannten Französischkenntnissen.

Gesprochen wurde nebeneinander Französisch (unter den Französischlehrern) und Schwyzertütsch. In dieser Situation ist die mehrsprachige Äusserung wie folgt zu deuten:

- *Bon alors* zeigt als Schlusssignal den andern an der französischen Konversation beteiligten Personen – natürlich in derselben Sprache – an, dass der Sprecher sich aus dem Gespräch abmeldet;
- mit *ciao zäme* verabschiedet er sich gleichzeitig ausser von seinen Gesprächspartnern auch von allen andern Anwesenden; das Umschalten markiert somit eine markante Erweiterung des angesprochenen Hörerkreises;
- dass die Grussformel dabei nicht wiederholt wird – z.B. *bon alors, à demain ... ciao zäme!* – deutet darauf hin, dass die Situation am Französischlehrertisch trotz der Anwesenheit des frankophonen Kollegen als zweisprachig definiert wird.

Zu den pragmatisch-stilistischen Effekten der mehrsprachigen Rede lässt sich zusammenfassend sagen, dass das Umschalten von der einen Sprache in die andere, nach erkennbaren formalen Regeln und für die Dauer eines Wortes, eines Syntagmas oder einer längeren Äusserung, vom Zweisprachigen für die Markierung bestimmter diskursiver Funktionen wie Wechsel des Adressaten, Redewiedergabe, Polyphonie der Rede usw. ausgenützt wird[3].

Ebenso entscheidend ist aber, wie angedeutet, die Bindegliedfunktion der mehrsprachigen Rede, dank welcher sich der Sprecher beinahe gleichzeitig – aber mit unterschiedlichen Kommunikationsabsichten – an beide Teile der gemischtsprachigen Gruppe wenden kann. Deshalb sollte mehrsprachiges Reden ganz allgemein nicht undifferenziert als Indiz für ungenügende Sprachbeherrschung stigmatisiert, sondern als funktionelle Ausnützung der gesamten Breite der mehrsprachigen Kompetenz – nach komplexen formalen Regeln und mit deutlich erkennbaren pragmatischen Effekten – anerkannt werden. Dabei ist zu bedenken, dass der Mehrsprachige seine Brückenfunktion nur dann erfolgreich ausüben kann, wenn seine Gesprächspartner – und natürlich er selbst – diese Form des Sprechens akzeptieren.

Dass der Sprecher von Geburt eigentlich einsprachig ist, und seine zweisprachige Kompetenz somit das Ergebnis eines Lernprozesses im Schul- und Erwachsenenalter darstellt, ist dabei nicht untypisch für die Sprachsituation in der Schweiz. Gleichzeitiges Erlernen zweier Sprachen ist auch hier – vielleicht mit Ausnahme der Rätoromania – die Ausnahme und beschränkt sich in der Regel auf die Kinder von zugewanderten personalen Sprachminderheiten.

Angesichts dieser für den Verkehr mit den andern Landesteilen numerisch ungenügenden «natürlichen» Zweisprachigkeit greift die Schule korrigierend ein und vermittelt dank des obligatorischen Fremdsprachenunterrichtes breiten Teilen der Bevölkerung zumindest in einer zweiten Landessprache approximative Kenntnisse, die die Grundlage für eine sehr ausgeglichene «sekundäre» Zweisprachigkeit bilden können.

Sprachliche Spuren von kulturellen Kontakten in der Rede des Individuums und in regionalsprachlichen Varianten

Vor einigen Jahren sollte ich die Druckfahnen der romanhaften Autobiographie eines verstorbenen Freundes korrigieren. Dabei musste ich feststellen, dass der Korrektor systematisch Helvetismen wie *Coiffeur* und *Wochenaufenthalter* durch die bundesdeutschen Synonyme *Frisör* und *Wochenendpendler* ersetzt hatte. Diese Ausdrücke stehen zu lassen kam mir beinahe wie ein Verrat an der schweizerisch-zürcherischen Welt meines Freundes vor, sie waren Zeugen einer anderen, einer fremden Kultur.

Der hier verwendete Kulturbegriff ist ein weiter, so wie ihn die Anthropologen und Volkskundler definieren. Demnach wird Kultur verstanden als «auf die Dauer angelegte Antwort einer menschlichen Gruppe auf die existentiellen Herausforderungen der natürlichen und sozialen Umwelt» (Paul Hugger); sie prägt die Lebensweise ebenso wie die Vorstellungswelt und umfasst die materiellen ebenso wie die geistig-emotionalen Äusserungen und Leistungen einer Gruppe. Nun deckt sich unsere europäische bzw. schweizerische Gesellschaft freilich nicht mit einer einzigen, einheitlichen Kultur, sondern ist durch sich überschneidende Teilkulturen, kurz: durch kulturellen Pluralismus gekennzeichnet. Das zitierte Erlebnis weist auf die Existenz einer Grenze zwischen Teilkulturen hin, welche *nicht* der *Sprach*grenze, sondern der *politischen* Grenze folgt. Andere Grenzen zwischen Teilkulturen verlaufen aber durchaus entlang der Sprachgrenzen.

Das Verhältnis zwischen Sprache und Kultur ist selbstredend viel zu komplex, als dass wir es hier ausloten könnten. Wir müssen uns auf zwei Bemerkungen beschränken:

1. Die Forschung ist sich in der Regel darin einig, dass die Sprache das Denken (und damit die Kultur) nicht einseitig determiniert, dass die Sprache die Kultur ebenso spiegelt, wie sie sie prägt, dass Sprachunterschiede Kulturunterschiede mehr manifestieren denn determinieren. Das gilt namentlich auch für die sogenannten «Schlüsselwörter», die als unübersetzbarer Ausdruck der jeweiligen Eigenart einer Sprachgemeinschaft gelten wie z. B. *Erlebnis, Stimmung* und *Gemüt* für das Deutsche, *courtoisie, galanterie, savoir-vivre, esprit, goût* für das Französische usw. [4]

2. In der Verwebung von Sprache und Kultur, von Sprachwissen und Weltwissen – und nicht etwa in einem einseitigen Determinismus – liegt denn auch die Begründung für die Behauptung, die Sprache stelle den Schlüssel zur Welt dar.

Was bedeutet dies nun für die Sprachkontaktforschung? Zunächst einmal, dass Mehrsprachigkeit in der Regel durch Plurikulturalismus begleitet wird: *Der Mehrsprachige hat nicht einen Schlüssel, sondern einen ganzen Schlüsselbund zur Welt!* Wobei die Einsprachigen natürlich gerne von ihm erwarten, dass er ihnen bei Bedarf die verschlossenen Türen öffnet ... Dies mag auch die Aussage eines prominenten deutschen Politikers erklären, die Mehrsprachigkeit stelle die «kostengünstigste Antwort» auf die Herausforderung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt in der Welt von heute dar.

Es wäre nun absurd anzunehmen, der Mehrsprachige hätte gleichsam zwei Köpfe, je einen pro Sprache und Kultur. Für ein Mal geben eins und eins hier zweifellos nicht zwei, sondern etwas übergeordnetes, drittes. Auf die Existenz dieses «Dritten» lassen nun nicht zuletzt sichtbare Spuren in der sprachlichen Dimension schliessen.

Derartige Spuren finden sich zunächst in der Rede mehrsprachiger Individuen. Diese stehen dann häufig vor schwer lösbaren Ausdrucksproblemen, wenn sie in der Sprache A vom Teil B ihrer Lebenswelt sprechen sollten und umgekehrt. In mehrsprachigen Situationen bietet sich dann natürlich der Weg über das Umschalten, über den lexikalischen Transfer an, wobei es hier nicht immer einfach ist, zwischen Bequemlichkeit, Ausdrucksnot und besonderen diskursiven Funktionen zu unterscheiden, wie etwa in der folgenden Äusserung eines Deutschschweizer Ingenieurs in Neuenburg:

> ... das *Centre Electronique Horloger* isch im 63 gründet worde, das sind jetz de zwänzg Jahr! ... eh: ... punkto *recherche* ... und *développement* eh: : .. chömer dene Japaner oder de-n Amerikaner absolut d'Schtirne biete. s'isch eifach ... dr

Schritt vom: :.. *développement* i d'*production* ... do die elektronische-n-Uhre het me-n-eifach nit richtig gmacht.

(Deutschschweizer Ingenieur in Neuenburg, anlässlich eines mehrsprachigen Familieninterviews)

Aber in vielen Fällen liegt das Ausdrucksproblem tatsächlich darin, dass für einen Gegenstand, welcher der einen Kultur zugeordnet ist, in der andern Sprache kein passender Ausdruck existiert. Der Rückgriff auf einen lexikalischen Transfer kann da sogar in einsprachigen Situationen notwendig werden und ist als Manifestation der lexikalischen Kreativität des Mehrsprachigen zu deuten.

Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen lässt sich verallgemeinernd schliessen, dass eine der bestbekannten und von normbewussten Puristen meistkritisierten Erscheinungen in der Rede Zweisprachiger – der lexikalische Transfer, d. h. das Umschalten in die andere Sprache für die Dauer eines einzigen Wortes – als Anzeichen für eine plurikulturelle Identität des Sprechers gedeutet werden kann. Und damit stehen wir wieder beim oben angedeuteten Problem der Akzeptanz: Nur dann, wenn die durch plurikulturelle Identität bedingte *Andersartigkeit* von den Einsprachigen auch anerkannt ist, kann der Mehrsprachige zu ihr stehen. Dies müsste auch bedeuten, dass z. B. der «Neuenburger-Deutschschweizer» oder der «Deutschschweizer-Spanier» in ihrer Eigenart, die sich auch in ihrer Sprache spiegelt, von der Gastgebergesellschaft als Bereicherung statt als Bedrohung erlebt werden.

Lexikalische Entlehnungen können dann überall da von den einsprachigen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft übernommen werden, wo die Sprachgruppen mit den Teilkulturen nicht deckungsgleich sind, wo Teilkulturen die Sprachgrenzen überspringen. Seit einigen Jahren figurieren im «Petit Larousse», einem der meistverkauften französischen Kleinwörterbücher, die Ausdrücke *référendum, postulat, élite, landsturm, landwehr, yass, landammann* usw. Sie erhielten darin Gastrecht, weil sie ebenso zum westschweizerischen Französischen gehören wie *Fondue, Coiffeur, Raclette* und *Fendant* zum regionalen Standarddeutschen der Schweiz. Sie zeugen von der gegenseitigen Durchdringung der Lebenswelten hüben und drüben des Saanegrabens, von einer sprachgrenzübergreifenden schweizerischen Kultur und einer darauf gründenden Identität. Auch die im Titelzitat enthaltene Grussformel *ciao,* von der bisher noch nicht die Rede war, gehört in dieses Kapitel. Wer sie verwendet, braucht ebensowenig Italienisch zu können, wie der Romand mit *vreneli* oder *rösti* Deutschkenntnisse anzeigt. Und sogar die «hässlichen Drillinge» *Aktion* (für Sonderangebot), *action* und *azione* sind wohl als Ausdruck einer schweizerischen «Kultur» zu interpretieren ...

Formen des Dialogs über die Sprachgrenze hinweg: die exolinguale Konversation und ihre Bedeutung zur Optimierung des Fremdsprachenunterrichts

Die sprachliche und kulturelle Konvergenz hat allerdings Grenzen. So wird denn der innerschweizerische Dialog durch die Sprach- und Mentalitätsunterschiede mehr oder weniger nachhaltig gestört. Die Mehrheit der Schweizer ist eben nicht mehrsprachig und plurikulturell. Und auch ein optimaler Französisch- resp. Deutschunterricht während drei bis vier Wochenstunden über ein paar Jahre hinweg wird aus der Mehrheit der Schweizer keine ausgeglichenen Bilingues machen. Ausnahmen wie der erwähnte Französischlehrer bestätigen auch hier bloss die Regel. Es lohnt sich deshalb, kurz über die Zusammenhänge zwischen den Lernzielen des Fremdsprachenunterrichts und der Kommunikation über die Sprachgrenze hinweg nachzudenken.

Es sei auch hier von einem Beispiel ausgegangen. Anne, eine Neuenburger Gymnasiastin, fragt Willi, einen gleichaltrigen Land-Berner Kameraden, nach seinen Einstellungen zur Westschweiz:

Anne (spricht sehr rasch) Mais j'entends. toi par exemple. chais pas. quand-t ... si on t'disait d'aller passer à ::: une semaine ... chais pas ... à Genève ... ça t'... ça t'... ça t'embêterait quoi? Ou bien tu dirais: oh ... j'va(is) chez ces Welsch ... et puis ... comme ça ... parce que nous ... j'entends ... chais pas ... y a ... eh j'en connais beaucoup qui disent: alors là chez les Suisses allemands zut quoi *(Pause von 6 Sekunden)*

Marco mmhmm

Willi Je n'ai pas po ... pas compris du tout

Anne (gleiches Tempo wie vorher) Mais. si tu veux. quand tu vas ... chais pas moi ... chais pas ... quand tu :: on te demande ... au fond si j'te disais maintenant ... eh ben. tu viens une semaine chez moi. qu'est-ce que tu dirais. oh ben mince. j'vais pas chez les ... ces Suisses romands. quoi. ça t'embêterait. tu srais ... *(Pause von 8 Sekunden)*

Willi (kratzt sich hinter dem Ohr) goulp

Anne Mais ça ... ça t'embêt'rait. ça s'rait quequ'chose pour toi qui t'ennuierait. qu'ça t'... t'as pas envie d'aller le faire ...

Willi (wendet sich an Marco) Was heisst «ça t'embêterait»?

Anne (gleichzeitig) Keine Lust ...eh ...

Marco (antwortet auf Schwyzertütsch) S'tuet dir nit ... äh ... passe güet. wettsch ned gärn goh?

Willi Dert abe?

Marco Ja

Willi (zu Marco gewendet) Momol. (Wendet sich an Anne) Mais oui!

Anne Ça t'... ça t'plairait ... comme ça tu dirais pas ... eh ... oui. j'vais chez les Suisses romands. quoi ...

Willi Non

(Klassenzimmer, 6. November 1984, etwa 18 Uhr)

Die Gesprächspartner beherrschen die französische Sprache sehr unterschiedlich. Für Anne ist es die Muttersprache, Willi hat sehr approximative Kenntnisse, während die Lernersprache von Marco, einem Mitschüler von Willi, schon bedeutend näher an der Zielsprache liegt. In solchen Fällen von sehr ungleicher Sprachbeherrschung spricht die neuere Forschung von *exolingualer* Konversation.

Alle drei Beteiligten sind sich der Kode-Divergenzen bewusst. Sie setzen eine Reihe von Strategien ein, um sie zu überwinden:

1. Zunächst sagt Willi explizit, er habe nichts verstanden.
2. Daraufhin versucht sich Anne in umständlichen Paraphrasen, ohne ihr Sprachtempo zu drosseln.
3. Willi versteht immer noch nichts und gibt dies non-verbal zu verstehen.
4. Neuer Erklärungsversuch von Anne.
5. Willi hat nun einen Ausdruck aufgeschnappt; er schaltet auf Schwyzertütsch um und bittet seinen Mitschüler Marco um eine Erklärung.
6. Anne hat die Frage auch verstanden. Sie versucht es jetzt mit einer Übersetzung, welche Marco aber offensichtlich überhört.
7. Die Erklärung von Marco ist erfolgreich.
8. Willi kennt nun die Antwort auf die Frage; er gibt sie zuerst auf Schwyzertütsch an Marco und wiederholt danach auf Französisch für Anne.
9. Anne prüft mit einer Kontrollfrage den erfolgreichen Abschluss der Sequenz.

Man wird jetzt vielleicht stutzen, wenn ich diese Interaktion als *geglückt* betrachte, obwohl Willi ausser *je n'ai pas compris du tout* keinen richtigen Satz geäussert hat. Wichtiger aber ist, dass das Informationsbedürfnis der Fragerin erfüllt ist. Dies ist nur möglich, weil alle sich des Kommunikationshindernisses bewusst sind, eine sehr kooperative Haltung zeigen und bereit sind, alle Mittel, auch den Rückgriff auf die Muttersprache von Willi, zum Gelingen der Konversation einzusetzen. Negativ wirkt sich – neben der ungenügenden Sprachbeherrschung von Willi – die irrtümliche Meinung von Anne aus, das Hindernis liege in den Wörtern, während es in Wirklichkeit in ihrem Sprechtempo und im verwendeten Register liegt. Daran scheitern die meisten ihrer Versuche zur Hilfeleistung.

Die Erforschung der exolingualen Konversation – der Begriff wurde vor kurzem vom französischen Linguisten Rémy Porquier geprägt[5] – steckt noch in den Kinderschuhen. In den beiden letzten Jahrzehnten hat sich die angewandte Linguistik vor allem bei der Erforschung der Lernersprache hervorgetan, d.h. der mehr oder weniger approximativen Zwischen-

kenntnisse der Lerner und ihrer dynamischen Entwicklung in Richtung der anvisierten Zielsprache. Die auf diesem Gebiete geleistete Arbeit hat dem Fremdsprachenunterricht viele neue Impulse vermittelt, namentlich bei der Entwicklung neuer Lernmittel, die den natürlichen Sprachlernprozessen besser angepasst waren.

In Analogie zur Neuentdeckung der Dimension der Sprach*verwendung* in der allgemeinen Sprachwissenschaft ist nun neu auch die *Lernerrede,* die spezifische Form der Sprachverwendung durch Lerner in authentischen Kommunikationssituationen, ins Blickfeld der Forschung geraten. Wer hat nicht Beispiele von Schülern mit guten Fremdsprachenkenntnissen erlebt, die im «Ernstfall» versagten, während weit schlechtere Mitschüler sich erfolgreich durchschlugen? Bei der Erforschung der exolingualen Konversation geht es deshalb nicht darum, was der Lerner weiss (oder wüsste), sondern ausschliesslich darum, was er in einer konkreten Situation unter extremer Ausnützung seiner Kenntnisse daraus macht.

Eine derartige Forschungsarbeit wird derzeit im Rahmen eines gemeinsamen Nationalfondsprojektes der Universitäten Basel und Neuenburg geleistet (1.953.0–84). Ihre Zielsetzung ist doppelt:

1. Zum einen lassen sich in Situationen, in welchen die Sprachkompetenz extrem beansprucht wird – das können durchaus auch pathologische Situationen sein –, Phänomene sichtbar machen, welche an sich immer vorhanden sind, aber nicht auffallen. Ich denke da z. B. an die Strategien zur Überwindung von Missverständnissen. In Extremsituationen wie der exolingualen werden solche Phänomene wie durch einen Lupeneffekt viel deutlicher sichtbar. Ihre Untersuchung lässt somit einen Beitrag zu einer allgemeinen Konversationstheorie erwarten.

2. Zum zweiten aber sollen gerade auch die Besonderheiten der exolingualen Konversation erfasst werden, mit dem erklärten Ziel, zur Optimierung des Fremdsprachenunterrichts beizutragen. Bekanntlich hat die Reform des Fremdsprachenunterrichts auch in der Schweiz die «kommunikative Kompetenz» als anzuvisierendes Lernziel formuliert. Als Modell dazu dient nun aber den Lehrmittelautoren und Lehrern beinahe durchwegs die Konversation zwischen Muttersprachlern. Deren Sprachverhalten wird von den Schülern in vielen Spielsituationen simuliert. Aber werden diese Schüler je wie Muttersprachler sprechen können? In spontaner, mündlicher Interaktion, mit all den Registern der geprochenen Rede, wohl kaum. Wie sie sich in exolingualen Situationen tatsächlich verhalten, wurde oben gezeigt, bisher aber nicht systematisch untersucht, obwohl aus der Kenntnis der Sprachformen und Strategien, welche Lerner und Muttersprachler bei ihren gegen-

seitigen Kontakten verwenden, die Formulierung neuer Lernbedürfnisse zu erwarten ist, die zur Entwicklung passender didaktischer Strategien führen müssten.

Die Vorbereitung auf den Dialog über die Sprachgrenze hinweg darf sich nun aber nicht einseitig auf die Vermittlung von Fremdsprachenkenntnissen beschränken. Um sprechen zu können, meinte der bekannte amerikanische Soziolinguist Dell Hymes, müsse sich ein Kind während seines Reifeprozesses viel mehr Wissen aneignen als die blossen Regeln der Grammatik und ein Wörterbuch. Ebenso muss z. B. ein Fremder, der als Gastarbeiter oder Flüchtling in die Schweiz gekommen ist, wesentlich mehr als die deutsche Sprache – allenfalls «angereichert» durch Kenntnisse des Dialekts – assimilieren, um angemessen und erfolgreich an der Kommunikation unter und mit Deutschschweizern teilzunehmen. Unter dieses «Mehr» fallen nicht zuletzt auch kulturspezifische Interaktionsregeln. Ich denke dabei z. B. an jenen Flüchtling asiatischer Herkunft, welcher bei der Befragung durch schweizerische Beamte stets die Augen niedergeschlagen hielt, was von diesen als Zeichen mangelnder Offenheit und Ehrlichkeit interpretiert wurde, in Unkenntnis der Tatsache, dass man in seiner Herkunftskultur einem «Höherstehenden» nie in die Augen blicken darf, weil dies unhöflich und impertinent wäre. Derartige Missverständnisse auf der nonverbalen Ebene der Mimik und Gestik können die Kommunikation oft nachhaltiger stören als sprachliche Verständigungsschwierigkeiten, weil sie weniger sichtbar sind und deshalb auch schlechter thematisiert und ausgeräumt werden können. Dasselbe gilt für das der erfolgreichen Kommukation zugrundeliegende, geteilte kulturelle Wissen über eine gemeinsame Erfahrungswelt, dessen Fehlen oft unbeachtet bleibt und die Kommunikation zum Scheitern verurteilt.

Im Gegensatz zu Sprachschwierigkeiten wirken sich derartige Pannen um so gravierender aus, je besser die Fremdsprachenkenntnisse des Nicht-Muttersprachlers sind. Denn von einem perfekt Zwei*sprachigen* wird, wie oben angedeutet, automatisch angenommen, dass er auch in den den beiden Sprachen zugeordneten *Kulturen* zu Hause ist. Viele durch Migration zweisprachig Gewordene wehren sich deshalb – bewusst oder unbewusst – gegen derartige Fehldeutungen, indem sie ihren Akzent beibehalten, ja pflegen, in der Absicht, ihrem Gesprächspartner anzuzeigen: «Pass auf, ich gehöre nicht ganz Deiner Sprach- und Kulturgemeinschaft an; es kann sein, dass ich etwas nicht weiss oder falsch mache; mach mich bitte darauf aufmerksam!»

Für den Fremdsprachenunterricht hat dies die längst erkannte Konsequenz, dass der landeskundliche Unterricht mit dem eigentlichen Sprach-

unterricht einhergehen muss, weil kulturelle Kenntnisse – und die reichen vom Wissen um die Existenz der Pariser Metro über die Kenntnisse der Höflichkeitsregeln bis zur vertieften Beschäftigung mit der Philosophie, den bildenden Künsten und der Literatur des betreffenden Kulturkreises – die unverzichtbare Voraussetzung für die komplexere Kommunikation darstellen. Im Rahmen der innerschweizerischen Kommunikation bedeutet dies freilich auch, dass für die Regionalkulturen und -literaturen der anderssprachigen Landesgegenden, welche gegenüber den entsprechenden Nationalkulturen gern vernachlässigt werden, ein angemessener(er) Platz zu bereiten ist.

Interkulturelle Kommunikation als Notwendigkeit und Herausforderung

Interkulturelle Kommunikation ist keine Einbahnstrasse, sie ist Dialog, gegenseitiges Verstehen, wobei beide Partner neben dem Eigenen auch das Fremde hören und akzeptieren müssen.

Wir haben gesehen, eine wie wichtige Rolle bei der exolingualen Konversation der Bereitschaft und Fähigkeit – oder eben auch der Unfähigkeit! – des Muttersprachlers zukommt, aktiv am Gelingen der Kommunikation mitzuarbeiten. Naturgemäss bringen die Beteiligten unterschiedliche Vorstellungen von der Welt, andere Einstellungen, Szenarien und kommunikative Strategien in die Kommunikation ein. Deren Gelingen erfordert deshalb die Bereitschaft *aller* Beteiligten, das Andersartige nicht als abartig zu diskriminieren, sondern in seiner jeweiligen Eigenart kennenlernen zu wollen. Wenn die Kommunikation erfolgreich sein soll, werden alle Partner gemeinsam eine tragfähige Kommunikationsbasis aufbauen und dabei gegenseitig etwas von ihren ursprünglichen Positionen preisgeben müssen. Es sei hier an die Probleme der Mehrsprachigen mit der Akzeptanz erinnert. Freilich war es dort der Mehrsprachige, der selbst den grössten Teil des Wegs in Richtung seiner einsprachigen Gesprächspartner zurücklegte, der die gegenseitige Durchdringung und Vermittlung zweier Lebenswelten leistete. Bei der interkulturellen Kommunikation zwischen einsprachigen und sehr asymmetrisch zweisprachigen Sprechern wird die Flexibilität der Partner erheblich mehr strapaziert. Die Toleranz und Bereitschaft, sich selber dem andern anzupassen, wird dabei in besonderem Masse auch von seiten des «Muttersprachlers», gleichsam in der Gastgeberrolle, verlangt.

Bereiten uns die Schule im allgemeinen und der Sprachunterricht im speziellen genügend auf die Interaktion mit Anderssprachigen vor? Diese Frage ist nicht nur bezüglich der Zukunft der viersprachigen Schweiz, sondern auch im Zusammenhang mit der asymmetrischen schweizerischen

und europäischen Einwanderungslandschaft von allergrösster Bedeutung. Sie betrifft neben dem Fremd- auch den Muttersprachunterricht, geht es doch nicht nur um das Sprechen in der Sprache des Andern, sondern auch und besonders um das Sprechen mit dem Andern in unserer eigenen Sprache – bzw. in jener Variante unserer eigenen Sprache, die dem Andern zugänglich ist ... Die beste Vorbereitung dafür ist eine interkulturelle Erziehung, welche namentlich auch die eigene Lebensweise und Kultur hinterfragt. Im Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation angelegt, ist Kultur ja nicht statisch, sondern auf Veränderungen angelegt. Solche Veränderungen können durch den Kontakt mit andern Sprachen und Kulturen eintreten. Bei der interkulturellen Erziehung – zu welcher der Fremdsprachenunterricht einen wichtigen, aber nicht ausreichenden Beitrag leisten kann – geht es darum, die Eischale der eigenen Kultur aufzubrechen und durch Wecken der Neugierde für das Andere zu lernen, kontaktbedingte Veränderungen nicht nur als Verlust, sondern auch und besonders als Bereicherung zu werten. Dies dürfte die wesentliche Voraussetzung dafür sein, dass die sprachliche und kulturelle Vielfalt in Basel, in der Schweiz und anderswo als beglückendes Miteinander und nicht als bedrohliches Neben- oder Gegeneinander erlebt werden kann.

[1] Eine erste Fassung dieses Textes wurde am 29. Januar 1985 an der Universität Basel als öffentliche Antrittsvorlesung vorgetragen. – [2] Ernst Flückiger, Die Sprachgrenze im Murtenbiet, in: Freiburger Geschichtsblätter, Band 45 (1953), 21–47, Zitat Seite 26. – [3] Vgl. Georges Lüdi / Bernard Py, Zweisprachig durch Migration, Niemeyer Verlag, Tübingen 1984. – [4] Vgl. Mario Wandruszka, Die Mehrsprachigkeit des Menschen, S. 208 ff., DTV, München 1981. – [5] Vgl. Colette Noyau / Rémy Porquier (Hg.), Communiquer dans la langue de l'autre, Presses Universitaires de Vincennes, Paris 1984.